

Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 56 (1985)
Heft: 6

Artikel: Haben die Institutionen ausgedient?
Autor: Brändli, Gret
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-811717>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Haben die Institutionen ausgedient?

Von Gret Brändli, Samstagnern

Im Rahmen der Jahresversammlung 1985 der Heimleiter VSA Region Zürich in Teufen sprach am 21. März Frau Gret Brändli-Bührer zum provozierenden Tagungsthema «Weg von der Institution?» Mit freundlicher Erlaubnis der Referentin, die dem Gemeinderat von Samstagnern angehört, wird der Vortrag in dieser Nummer des VSA-Fachblatts «Schweizer Heimwesen» abgedruckt. An das Referat schloss sich am Nachmittag des gleichen Tages zu diesem Thema ein Podiumsgespräch an, das von Werner Pflanzler geleitet wurde. Über den Verlauf der Jahresversammlung selbst wird im dreispaltigen Teil des Heftes berichtet.

Von welchen Institutionen spreche ich?

Die erste Institution, mit der ich persönlich konfrontiert wurde, war ein Kinderheim im Prättigau. Es war im Winter, kurz vor meinem Schuleintritt. Unsere Mutter hatte Gelbsucht, und deshalb wurden wir Geschwister für fünf Wochen in die Berge geschickt. Dies ist vielleicht meine schlimmste Kindheitserinnerung, einer im übrigen unbeschwerten, glücklichen Jugendzeit. Ausser bei meiner Grossmutter war ich bis dahin nie von zuhause fort und war deshalb tief unglücklich im schönen Prättigau. Jeden Morgen erwachte ich in einem nassen Bett, jeden Tag wurde ich deswegen ausgeschimpft und erhielt im grossen Speisesaal zur Strafe kein Dessert. Ich fühlte mich gezeichnet und ausgeliefert. Auch als Mutter habe ich hin und wieder über diese Erfahrung nachgedacht, und als eines unserer Kinder mit fünf Jahren wieder zu nassen begann, versuchte ich die Lehren daraus zu ziehen.

Die nächste Institution, die ich persönlich kennenlernte, war das Spital. Erstmals bei der Geburt unserer Kinder benötigte ich einen Spitalaufenthalt. Zu dieser Zeit sprach niemand von einer Hausgeburt, aber glücklicherweise durfte mein Mann bereits mit dabei sein. Vor zwanzig Jahren war dies noch nicht selbstverständlich, und bestimmt wäre es für das Pflegepersonal oft einfacher, einen Patienten weniger zu betreuen zu haben. Mein Mann und ich waren jedenfalls sehr dankbar für dieses gemeinsame, grosse Erlebnis. Das Stillen allerdings war zu jener Zeit nicht gefragt. 10 Gramm Milch zuwenig gaben den Schwestern bereits die Möglichkeit, die komplizierten Nachtmahlzeiten ausfallen zu lassen. Meine diesbezüglichen Einwände wurden dahingehend beantwortet, dass es so geregelt sei und man in einem Betrieb keine Ausnahmen machen könne. Dies wäre den anderen gegenüber ungerecht.

Vielleicht ahnen Sie, weshalb ich die Institution Spital hier so ausführlich erwähne, obwohl Sie nicht in diesem Arbeitsgebiet tätig sind.

Seither habe ich als Hausbeamtin für kurze Zeit in einem Pflegeheim gearbeitet und bin, nebst dem Behinderten-Wohnheim Humanitas auch im Stiftungsrat des Mädchen-Erziehungsheimes in Richterswil.

Wenn ich von Institutionen spreche, denke ich aber auch an psychiatrische Kliniken, in die wir Patienten kurzfristig oder dauernd einliefern müssen und es oft sehr schwierig ist abzuschätzen, ob dies tatsächlich die richtige Lösung sei und ob wir zu Recht versuchen, eine positive Einstellung des Klienten zu bewirken.

Ganz besonders Mühe macht es mir, wenn für Drogenabhängige eine Lösung gesucht werden muss und wenn Straffälligen eine neue Chance geboten werden sollte.

Für alle diese Probleme kennt unsere Gesellschaft Institutionen, und von diesen ist hier die Rede.

War es früher besser?

Bei allen aktuellen Schwierigkeiten sind wir versucht zu sagen «ja, früher war das noch besser». Wir beklagen die fehlenden familiären Bindungen und die Hilflosigkeit der Eltern, ihre Kinder selber zu erziehen, kranke und alte Familienangehörige zu betreuen. Bestimmt – ein Stückweit hat früher die Familie die Lasten getragen, die heute dem Staat und der Gesellschaft überbunden werden. Aber sehr oft war sie auch früher damit überfordert und konnte diese nur ungenügend oder gar nicht erfüllen.

Im Jahresbericht der Stiftung Grüna, der 1981 zum hundertjährigen Bestehen verfasst wurde, lesen wir: «Die höchste, für das Heim verkraftbare Belegung war Ende 1885 mit 83 Mädchen erreicht. Ich stelle fest: 83 Mädchen mit einem Heimelternpaar, das selber zwei minderjährige Kinder zu betreuen hatte, und einer ‚treuen Magd‘. Vom Jahre 1884 an war zudem Sr. ‚Lina‘ eine Menzingerschwester, in der Erziehung der Mädchen tätig. Für Besoldungen gab die Stiftung gemäss Jahresbericht von 1885 Fr. 2250.– aus, während durch den Arbeitsverdienst der Mädchen in der dem Heim als ‚Arbeitstherapie‘ angeschlossenen Zwirnerei, sowie durch Tagelöhne und Arbeitsvergütung in dem ebenfalls dem Heim angeschlossenen Landwirtschaftsbetrieb Fr. 23 396.60 eingingen... Heute beschäftigen wir für die durchschnittlich 20 Mädchen, die in drei Erziehungsgruppen und einer Aussenwohngruppe untergebracht sind, 21 Vollzeitangestellte, nebst einigen in Teilaufträgen tätigen Personen. Die Aufwendungen pro Mädchen-Verpflegungstag betrugen 1980 (also 100 Jahre später) Fr. 175.–.» So weit zu den Zahlen, die aufzeigen, wie sehr sich das Heimwesen in den vergangenen 100 Jahren verändert hat.

Oder denken Sie an die Altersasyle, die wir früher kannten. Den meisten war ein Landwirtschaftsbetrieb angegliedert,

in dem alle, die dazu noch fähig waren, eingesetzt wurden. Dabei ging es nicht um Ergotherapie oder um die Förderung des einzelnen mittels Arbeitsleistung, sondern um die Einsparung von Angestellten des Heimes, respektive um die finanzielle Existenz des Heimes.

In diesem Zusammenhang möchte ich Ihnen von einem Erlebnis erzählen, das ich im vergangenen Jahr hatte. Bei einer Besichtigung der psychiatrischen Klinik Rheinau, die übrigens auch in bezug auf die sehr schöne bauliche Renovation der alten Klostergebäude sehr sehenswert ist, erhielten wir Einsicht in die verschiedenen Abteilungen und die Therapiemöglichkeiten einer modernen psychiatrischen Klinik. Auch dort haben übrigens die Umbauten zu einem massiven Rückgang der Patientenbetten um rund die Hälfte geführt. Ganz am Schluss des Rundganges sagte uns der Oberpfleger, dass wir nun noch eine Abteilung sehen würden, die stetig abnehme, da es keine solche Patienten mehr gebe. Es handelte sich um Menschen, die in ihrer Kindheit nicht gefördert wurden, die zwar körperlich – mit gewissen Einschränkungen – gesund, aber geistig/seelisch verkümmert sind und dadurch kaum mehr wie Menschen wirken. Als Schulpflegerin hatte ich mich hin und wieder gefragt, ob es der grossen Mühe wert sei, dass ein behindertes Kind stricken oder lesen lerne, dass es die Namen der Tiere kenne usw. Nun habe ich das Resultat gesehen. Wahrscheinlich ist nicht das Stricken oder das Lesen oder das Wissen wichtig, aber dass durch den gemeinsamen Einsatz eine Verbindung – eine menschliche Bindung – entsteht und dass das unbewusste Gefühl entsteht, dass man lern- und leistungsfähig ist und für irgend eine Aufgabe gebraucht wird.

Haben die Institutionen ausgedient?

Immer wieder sind in der Geschichte Wellenbewegungen zu beobachten. Wenn früher ein einziger Lehrer im Dorf fünfzig bis hundert Kinder aller Altersstufen und Intelligenzgrade in einem Klassenzimmer unterrichtet hat, so haben wir in den vergangenen zwanzig Jahren auf alle Seiten hin differenziert und spezialisiert. Sonderklassen A, B, C und D wurden geschaffen, Sonderschulen für Legastheniker und psychomotorisch Behinderte usw.

Und heute? Heute versuchen wir in Kleinklassen nach Möglichkeit alle zu integrieren, eine Ghettosituation

jeglicher Art zu verhüten. Klassenübergreifende Schulsysteme werden erprobt. Nicht von ungefähr habe ich das provokative Thema «Weg von der Institution» zu meinem Vortrag erhalten. Tatsächlich besteht der Trend, Heime als überflüssig zu beurteilen, das Ghetto verhaltensgestörter Jugendlicher, oder körperlich Behinderter oder ganz einfach alter Menschen abzulehnen und nur im äussersten Notfall, und wenn wirklich keine andere Lösung mehr gefunden werden kann, eine Heimversorgung in Betracht zu ziehen.

Bestimmt wurde früher, und vielleicht teilweise noch heute, vorschnell jemand mit besonderen Problemen in ein Heim eingewiesen. Ich denke an einen etwa achtjährigen Knaben, der unserer Vormundschaftsbehörde gemeldet wurde. Sein Vater (er hatte keine Mutter mehr) hatte in wiederholt übermässig geschlagen und stundenlang in ein Zimmer eingesperrt. Mit beiden hatten wir ein eingehendes Gespräch. Der Vater hat offen seinen Fehler, manchmal die Nerven zu verlieren, eingestanden und uns versprochen, sich künftig diesbezüglich zu bessern. Der Knabe hat uns treuherzig versichert, er sei halt zu spät heimgekommen und im übrigen – erzählte er stolz – dürfe er seinem Vater beim Fischen und in seinem Handwerksbetrieb viel helfen. Obwohl dieser Vater nicht dem entspricht, was Eltern gemäss Schulbuch müssten und sollten, waren wir bei unserer abschliessenden Beurteilung überzeugt, dass er sein Kind auf seine Art liebt und dass der Bub das spürt und unbewusst weiss, dass sein Vater ihn braucht; dass sie eine kleine Schicksalsgemeinschaft bilden. Diesem Knaben geht es – da bin ich sicher – trotz aller Zulänglichkeiten besser bei seinem Vater, als in einem Heim.

Ich denke aber auch an die Bewohner des Wohnheimes Humanitas. Viele wurden in ihrer Familie überbetreut und durften nie erwachsen werden. Das Heim bietet ihnen die Möglichkeit, sich ein Stückweit von ihrer Familie zu lösen, selbständiger zu werden und festzustellen, dass es auch Leute gibt, die nicht alles besser können als sie, sondern denen sie noch helfen können, weil sie stärker sind, oder besser gehen können oder musizieren können usw.

Oder ich denke an eine Freundin meiner Mutter. Nach dem Tode ihres Mannes lebte sie noch einige Jahre allein im grossen Einfamilienhaus. Tagelang sah sie keinen Menschen, und obwohl sie mit letzter Kraft versuchte, Haus und Garten in Stand zu halten, wuchs ihr zunehmend

1 Embru Dienstleistungen

Lieferung

Ohne dicke Brummer und mitunter gewichtige Chauffeure kommen auch wir nicht aus. Weil's schon bei der Lieferung drauf ankommt, behandeln

sie Ihren Auftrag wie ein rohes Ei. Damit schliesslich die von Ihnen bestellten Möbel einatzbereit dort stehen, wo Sie es wünschen.

embru

Embru-Werke, Pflege- und Krankenmöbel
8630 Rüti ZH, Telefon 055/31 28 44
Telex 875 321



Das ist uns ein eigener Wagenpark und gut geschultes Fachpersonal wert.

Embru: ein Angebot, bei dem Produkt und Leistung stimmen, das seinen Preis wert ist.

S 1/85

Diakonie und Oekonomie

Montag, 23. September 1985, bis Dienstag, 24. September 1985, im
Schloss Hünigen, Konolfingen

Leitung: Dr. Imelda Abbt; Prof. Dr. Alfred Jäger

Dieses Seminar greift ein höchst aktuelles Thema auf. Diakonie wird hier im weitesten Sinne verstanden, nämlich als «berufsmässiger Dienst». Kann dieser auch eine theologische Rückbindung haben? Oder kommt Diakonie erst dann überhaupt voll zum Tragen, wenn diese besteht? Dr. Alfred Jäger, Professor für systematische Theologie in Bielefeld, hat sich seit Jahren mit diesen Fragen befasst und auch Verschiedenes darüber publiziert.

Programm

Montag, 23. September 1985

- 10.00 Eröffnung
10.30 «Wie gelingt es uns, um der betroffenen Menschen Willen mit weniger Geld unsere Arbeit zu qualifizieren?»
Referat: Alfred Jäger
14.30 Ausgewählte Fragen zu «diakonischen Führungs-Modellen»
Thesen von Alfred Jäger
Anschliessend gemeinsame Verarbeitung an Texten
20.00 Begegnungs-Abend

Dienstag, 24. September 1985

- 09.00 «Zu einer Spiritualität der Arbeit»
Referat: Imelda Abbt
Anschliessend Auswertung
11.00 Vom «ökonomischen Funktionär zum diakonischen Manager»
Wirtschaftsethische Fragen
Referat: Alfred Jäger
14.00 Verarbeitung, Anwendung:
Gruppenarbeit, Plenum
16.30 Ende des Seminars

Kurskosten

Fr. 250.-
Fr. 150.- für Teilnehmer(innen) aus
VSA-Heimen
10 % Ermässigung für Teilnehmer(innen) mit
persönlicher VSA-Mitgliedschaft
Unterkunft und Verpflegung im Schloss
Hünigen separat, Kosten zirka Fr. 100.-

Anmeldungen

bis 13. September 1985 an das Kurssekretariat VSA, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich,
Tel. 01 252 47 07 (nur vormittags)

Angemeldeten Teilnehmern, die eine Unterkunft bestellt haben, muss bei Rückzug der Anmeldung vor Tagungsbeginn eine Annullationsgebühr von Fr. 50.- berechnet werden.

Anmeldetalon (Schloss Hünigen 85, «Diakonie und Oekonomie»)

Name, Vorname

Arbeitsort (Name + Adresse des Heims)

Private Adresse

PLZ, Ort

Datum

Unterschrift:

VSA-Mitgliedschaft des Heims
Persönliche VSA-Mitgliedschaft
Unterkunft im Schloss Hünigen erwünscht

☐
☐
☐

}
}

Zutreffendes bitte ankreuzen

alles über den Kopf. Nach langem Zögern konnte sie sich endlich entschliessen, in ein Altersheim einzutreten. Seit einem Jahr wohnt sie nun dort und ist glücklich, nun Gesprächspartner zu haben; und ihre noch vorhandenen Kräfte kann sie nun für Einkäufe in der Stadt und Besuche bei Bekannten einsetzen.

Brauchen wir die Institutionen oder haben sie ausgedient? So paradox es klingen mag, ich würde beide Fragen bejahen. Institutionen im Sinne von Anstalten früherer Prägung haben ausgedient, aber für Menschen, die besondere Schwierigkeiten oder Probleme haben, brauchen wir ein Zuhause – ein Heim im eigentlichen Sinn des Wortes. Und damit komme ich zum letzten Teil meiner Ausführungen.

Was ich mir von einem Heim wünsche

In einer Institution mag es saubere Böden haben, ernährungstechnisch gute Verpflegung geben und die Bewohner mögen sauber gekleidet sein. In einem Heim jedoch wünsche ich mir vor allem persönlich engagierte Heimleiter und Mitarbeiter, die nicht nur einen Job haben (wie man dies modern ausdrückt), sondern denen ihre Aufgabe Freude macht und die ihre Pensionäre lieben. Wir haben heute oft Angst, uns gefühlsmässig zu binden. In unpersönlicher, sachlicher Art sind wir weniger verletzlich. Wir machen, was getan werden muss – aber nicht mehr. «Es würde uns doch nie jemand danke sagen für zusätzlichen Einsatz» – ist eine häufig gehörte Erklärung dafür. Ähnliche Bemerkungen höre ich hin und wieder auch von enttäuschten Eltern, die zeitlebens ihr ganzes Handeln und Trachten darauf ausrichteten, es möge ihren Kindern einmal besser gehen. Unter dem Begriff «besser gehen» verstehen wir Dinge, die ihnen wichtig waren oder noch sind, meist gekoppelt an Besitz und Ansehen. Die Eltern selber gaben ihre persönlichen Ansprüche an das Leben weitgehend auf und ordneten alles dem Ziel, für ihre Kinder zu arbeiten, unter. Erstrebenswerte Ziele von Jungen und Alten (oder von Ihnen als Heimleiter, im Gegensatz zu Ihren Pensionären) müssen nicht notgedrun-

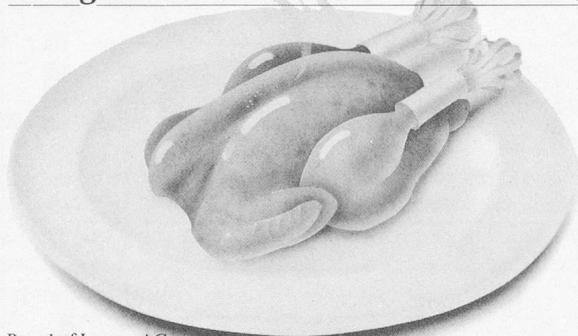
gen dieselben sei. Wir leben in einer Zeit, die sich stetig entwickelt und wandelt. Was uns heute beschäftigt, ist vielleicht morgen bedeutungslos. Wenn ich mich als Mutter für meine Kinder einsetze, so darf mein Ziel nur darin bestehen, dass sie an Leib und Seele gesund und möglichst glückliche Menschen sein können. Natürlich freue ich mich, wenn sie mir – meist unbewusst – zum Ausdruck bringen, dass dies gelungen sei. Aber der Lohn meiner Bemühungen darf nicht ihr Dank, sondern ihre Zufriedenheit sein. Und was meine Kinder zufrieden macht, müsste nicht notwendigerweise auch mich zufrieden machen.

Ich bin überzeugt, dass man dieses Ziel besser erreichen kann, wenn man, nebst aller Liebe für die einem Anvertrauten, auch selber eine eigenständige Persönlichkeit bleibt, bestrebt, auch selber an Leib und Seele gesund zu bleiben. Dieses sorgfältige Abwägen, das ich Ihnen aus meiner Sicht als Mutter geschildert habe, scheint mir auch für Sie als Heimleiter ausschlaggebend. Als Mutter habe ich mich schon oft ertappt, wie stolz ich bin, wenn meine Kinder bei einem Familienfest so konventionell wie möglich gekleidet, sauber frisiert sind und von allen Verwandten gerühmt werden. Ob sie das Fest «lässig» finden, ist mir dann Nebensache. Sind nicht auch Sie als Heimleiter oft versucht, den guten Eindruck gegenüber der Kommission oder gegen aussen höher zu werten, als die Wünsche und das Wohlbefinden Ihrer Pensionäre?

Die Heimeltern früherer Zeiten wohnten mitten im Heim und lebten oft ausschliesslich für ihr Heim. Heute wohnt der Heimleiter meist separat oder ganz ausserhalb des Heimes. Hin und wieder ist auch nurmehr der Mann im Betrieb tätig. Wie ich Ihnen bereits dargelegt habe, befürworte ich es, dass auch ein Heimleiter eine Persönlichkeit mit eigenen privaten Wünschen und Interessen ist. Aber so wie sich das dauernde Abwägen und Gewichten für mich als Mutter stellt, muss es sich auch für Sie stellen. Sie und ich – wir haben keinen Job, den man während geregelten Arbeitszeiten erfüllen und übers Wochenende vergessen kann. Um aus einer Institution ein Heim zu machen, braucht es viel Liebe und persönliches Engagement!

Frage:

Wie kommt es, dass Witwe Bolte nach 10 Jahren Seniorenheim immer noch glaubt, 3x täglich im «First Class» Restaurant zu essen?



Berndorf Luzern AG
CH-6014 Littau
Tel. 041/55 95 05, ab 1.7.85 041/57 35 35
Telex 72287



berndorf
LUZERN

Antwort:

Wenn Sie es wissen möchten, dann sollten Sie unbedingt noch heute die Informations-Broschüre «Speisenverteilung im Spital und Heim» kostenlos anfordern!

Coupon

Bitte senden Sie mir kostenlos die CALDOMET® Informations-Broschüre «Speisenverteilung im Spital und Heim».

Name/Vorname: _____

Spital/Heim: _____

Strasse: _____

PLZ/Ort: _____

Einsenden an: Berndorf Luzern AG,
CH-6014 Littau



PRE

Und einen zweiten Wunsch habe ich an Ihre Adresse. Als Hausbeamtin habe ich gelernt, zu organisieren, Pläne zu erstellen, Richtlinien aufzustellen, Hausordnungen zu verfassen. In einem Kollektivhaushalt braucht es das alles. Es ist auch wesentlich einfacher, wenn man sich bei Entscheidungen auf Reglemente und Verordnungen abstützen kann. Aber ein Kollektivhaushalt besteht aus einzelnen Menschen. Sowohl jedes der Angestellten als auch jeder Pensionär hat ein anderes Gesicht, andere Möglichkeiten und Wünsche. Damit sie sich zuhause fühlen können, dürfen sie nicht das Gefühl haben, im Kollektiv unterzugehen, sondern sich im Kollektiv verstanden und geborgen zu fühlen. Darf ich Sie bei dieser Gelegenheit an die 10 Gramm fehlender Muttermilch erinnern, die meinen Spitalaufenthalt damals zu einem negativen Erlebnis machten.

Auch bezüglich dieses zweiten Wunsches gibt es kein «Entweder – oder», sondern nur ein «Sowohl – als auch» – ein stetes Abwägen zwischen menschlich individuellem Handeln und dabei ungerecht gegenüber dem Kollektiv zu sein, oder die Reglemente korrekt befolgen und dabei die Persönlichkeitsentfaltung des einzelnen zu verletzen.

Beide Wünsche, die ich an ein Heim richte, nämlich

- dass Sie und Ihre Mitarbeiter von Ihrem Herzblut in Ihre Aufgabe einfließen lassen; und
- dass Sie den einzelnen Menschen über die perfekte Organisation stellen.

Beide Wünsche sind nur optimal, nicht maximal erfüllbar; beide sind eine dauernde Herausforderung an Sie und Ihre Mitarbeiter; beide binden Sie und machen Sie verletzlich. Beides ist jedoch wesentlich, wenn Sie aus Ihrer Institution ein Heim machen möchten.

Den nötigen Mut, das Engagement und die Liebe dazu wünsche ich Ihnen allen.

*

Etwas zum Podiumsgespräch

Als Zielsetzung für den Nachmittag möchte der Gesprächsmoderator Werner Pflanzner wohl nicht die Institution als solche in Frage stellen, doch empfindet er es als gute Gelegenheit, dass einmal «andere Töne» gehört und weitergegeben werden können.

Die Vertreter von alternativen Lösungen stellen ihre Projekte vor. Frau Bless erzählt uns sehr anschaulich von der Arbeitsgemeinschaft Senioren für Senioren in Rüti. Männer und Frauen ab 60 Jahren haben in Zusammenarbeit mit Pro Senectute eine Selbsthilfeorganisation auf die Beine gestellt, die, so habe ich jedenfalls den Eindruck, sehr lebendig wirkt. Also keine Spur von «zum alten Eisen gehören». Da helfen ältere Menschen wirklich ihren betagten Mitbürgern. Fensterläden werden gestrichen, Bäume geschnitten, Hunde ausgeführt, geputzt und eingekauft usw. Die Tätigkeiten werden von der von Senioren geführten Arbeitsvermittlungsstelle vergeben und koordiniert. Bezahlt werden die Aufträge direkt den Engagierten. Nebst dem, dass vielen unserer Betagten eine echte Hilfe zu günstigem Preis zuteil wird, die Organisation ist

selbsttragend, können Einsamkeiten vermieden werden, Anreize werden gegeben zu eigenem Aktiv-Sein; und nicht zuletzt wird eine Altersheimunterbringung verzögert oder gar überflüssig.

Herr Angst lebt in einer heilpädagogischen Pflegefamilie, Henggart. «Schwierigste» Kinder erleben hier einen echten Familienersatz. Dies bedeutet dann oft eine Chance für Kinder, die vielleicht in einem Heim irgendwie den Anschluss an eine grössere Gemeinschaft nicht schaffen. Herr Angst schildert uns auch die Grenzen, Belastungen und Verletzlichkeit des Betreuers und seiner Familie. Aber auch die grossen Möglichkeiten einer realitätsbezogenen Erziehung, eben einem gesellschaftsnahen Erleben.

Herr Mörgeli, Leiter einer Aussenwohngruppe für geistig behinderte Erwachsene, Zürich, schildert die Wohnsituation seiner Schützlinge in einer Umgebung, wo sich die übrigen Hausbewohner erst an den Anblick, die Bedürfnisse und das Selbstverständnis des geistig Behinderten gewöhnen mussten. In normalen Blockwohnungen leben Gruppen von vier geistig behinderten Menschen. Und in der Tat ist es realitätsbezogen, wenn die behinderten Menschen erfahren, dass den Nachbarn eben die laute Radiomusik stört. Das gesellschaftsbezogene Leben einerseits als Positivum. R. Mörgeli betont aber, dass es recht schwierig sei für die geistig Behinderten, in einer Wohnung so nah miteinander zu leben. Im Heim habe der Behinderte, so paradox das tönen möge, oft mehr individuelle Freiheit, wo er sich auch irgendwo «verschlaufen» könne.

Alle drei Referenten sehen ihre Projekte als Ergänzung zum bestehenden Institutionswesen mit der Möglichkeit zur Selbsthilfe. Das Wort «alternative» macht ihnen Mühe, und ich meine eigentlich, dass Selbsthilfe, Engagement und Liebe nicht alternativ zu sein braucht.

Im darauffolgenden Podiumsgespräch, an dem auch Herr Buck, Altersheimleiter, Wetzikon, Frau Pflanzner, Heimleiterin in einem Heim für geistig behinderte Erwachsene, Herr Greminger, Leiter eines Jugendheimes mit externer Schulung, Oberwinterthur, und wiederum Frau Brändli teilnehmen, kristallisieren sich folgende Möglichkeiten, aber auch Ängste heraus:

Die bestehenden Institutionen könnten Personal stellen für vorübergehende Unterstützung und Beratung von alternativen Projekten, die Institutionen können Stützpunkte sein für Aktionen in der Gemeinde, Anlaufstelle für Hilfesuchende, ohne dass diese gleich ins Haus eintreten müssten. Vom Heim ausgehen können auch Kampagnen, Anstrengungen usw., um Familien zu finden zur Hilfe und Unterstützung ausserhalb der Institution. Den Aufruf zur Phantasie in der Hilfe am Nächsten möchte ich hier weitergeben, meinen Heimleiterkollegen, aber auch allen in den Behörden Tätigen, offene Herzen für unkonventionelle Wege zu haben.

Die Ängste der Heimleiter, dass sie bei vermehrter ausserinstitutioneller Hilfe am Menschen «nur» noch den pflegeintensivsten und den schwierigsten Klienten ihre Betreuung angedeihen lassen können, nehme ich ernst, und ich meine, dass der berühmte «goldene Mittelweg» einmal mehr seine Berechtigung hat. Nämlich nicht eine Trennung von den Menschen «draussen» und den Menschen «drinnen», sondern ein «Miteinander».